

«WIR MENSCHEN SIND GÄRTNER DER NATUR»

Was die Natur für San Bernardino bedeutet

Barbara Beer erlebte den wirtschaftlichen Niedergang von San Bernardino der letzten Jahrzehnte hautnah mit. Heute leitet sie ein Reallabor für nachhaltige Entwicklung. Studierende forschen vor Ort zu Tourismus, Bildung und Raum. Was ist die Rolle von Wissenschaft und Bildung in einem Tourismusort im Aufbruch?

Interview Julian Reich Bilder zVg

Barbara Beer, wer sind Sie – und was verbindet Sie mit San Bernardino?

San Bernardino ist für mich ganz klar Heimat. Ich habe die grossen Blütezeiten der 1980er- und 1990er-Jahre erlebt, aber auch den langsamen Niedergang danach. Das hat wehgetan. Irgendwann habe ich mich gefragt: Was kann ich für diese Region tun, die mir so viel gegeben hat? Ich bin ein Naturkind, ich habe aus der Natur immer Unterstützung bekommen – nicht nur in schwierigen Lebensphasen. Und aus dieser Dankbarkeit ist der Wunsch entstanden, etwas zurückzugeben.

Sie sprechen vom «langsamen Niedergang». Was ist passiert?

In den 1960er- und 1970er-Jahren ging es steil aufwärts: Tunnel, Wasserkraftwerk, Autobahn, Mineralwasser, Tourismus – es wurde viel und schnell gebaut. In den 1980er- und 90er-Jahren war dann der Höhepunkt erreicht. Aber alles, was extrem schnell wächst, ist verletzlich. Viele Destinationen haben ab den 1990er-Jahren gemerkt, dass sie investieren müssen: in Lifte, Infrastruktur, Angebote. In San Bernardino ist vieles liegengeblieben. Ich erinnere mich, wie eine Ärztin, die zum ersten Mal da war, sagte: «Dieses Dorf ist krank.» So hat es sich für viele angefühlt.

Und dann kam Ihr Projekt «paradisea». Wie hat das begonnen?

Der Anfang war klein und sehr konkret: Ich wollte über Bildungsarbeit etwas für die Region tun. Die Idee war, dass Studierende ihre Bachelor- und Mas-

terarbeiten mit Bezug zu San Bernardino schreiben – zunächst nur zum Dorf, später auch zur weiteren Umgebung, zum Misox und zum Rheinwald. Daraus ist das Bildungsprojekt «paradisea» entstanden. Inzwischen haben wir über 40 Bachelor- und Masterarbeiten akquiriert und erfolgreich umgesetzt. Die meisten haben kleine Lehrmittel hervorgebracht – zu Themen wie Mittelalter im Miso, den Mooren in San Bernardino oder die Alpwirtschaft in Hinterrhein. Aus diesem Bildungsprojekt ist später das Reallabor mit dem Namen «San Bernardino Lab» entstanden.

Was genau ist dieses Reallabor?

Reallabore sind in Deutschland seit Jahren etabliert. Sie verstehen sich als Schnittstellen zwischen Wissenschaft und «Realität»: Gemeinden, Bevölkerung, Wirtschaft, Politik. Man macht Forschung nicht im Elfenbeinturm, sondern direkt vor Ort, in Form von gemeinsamen Experimenten. In Graubünden sind inzwischen mehrere solcher Labs entstanden: in der Surselva, im Bergell, in Prättigau Davos – und eben am San Bernardino. Mit dem Unterschied: Unser Lab ist nicht von einer Hochschule «von oben» geplant worden, sondern von unten gewachsen, aus meinem Bildungsprojekt heraus.

Ihr persönlicher Schwerpunkt bleibt aber die Bildung?

Ja. Bildung ist mein Kern. Aber Bildung ist mehr als Unterricht an einer Volks- oder Hochschule. Es geht auch um informelle Bildung: Vorträge für die Bevölkerung, geführte Exkursionen, runde Tische. Im Lab



↑ Barbara Beer, Umweltwissenschaftlerin und Leiterin des Reallabor San Bernardino.

geht es um drei grosse Themenfelder: Die Inwertsetzung von Natur – zum Beispiel die Moore, Wälder, Schutzgebiete rund um den Pass; die Inwertsetzung von Kultur – regionale Museen, Walserkultur, Baukultur, Räume; die Kooperation Nord-Süd und Mehrsprachigkeit – also die Sprach- und Kulturgrenze nicht als Barriere, sondern als Ressource zu begreifen.

Bleiben wir noch kurz bei der Natur. Sie nennen San Bernardino eine «Naturperle». Weshalb?

San Bernardino hat mehrere Areale von nationaler Bedeutung. Für mich ist ganz klar: Es ist eine naturkundliche Perle. Ein Beispiel sind die Flachmoore. Früher wurden sie landwirtschaftlich genutzt – nicht weil das Futter so toll gewesen wäre, im Gegenteil: zäh, hart, nicht einmal die Hirsche fressen das gern. Aber man war auf jedes bisschen angewiesen. Heute mäht dort niemand mehr. Die Pflege fällt weg, und gleichzeitig macht der Klimawandel die Standorte tendenziell trockener. Moorböden – Torf – sind normalerweise wassergesättigt, daher sauerstoffarm. Abgestorbenes Pflanzenmaterial wird nicht wie in einem normalen Boden vollständig abgebaut, sondern sammelt sich an. So entstehen über Jahrtausende die Torfschichten, und unter anderem deshalb sind Moore auch Archive der Vegetations-

und Kulturgeschichte. Wenn das Wasser zu fehlen beginnt, zum Beispiel, kommt Sauerstoff hinein. Das abgestorbene Material wird zersetzt, Nährstoffe werden frei. Dann kommen Pflanzen, die diese Nährstoffe lieben, und verdrängen die Spezialisten, die an nasse, nährstoffarme Bedingungen angepasst sind. Büsche wachsen, die wiederum viel Wasser ziehen – ein Kippprozess. Dazu kommt der Eintrag von Nährstoffen aus der Luft – Stickstoffverbindungen aus dem Verkehr etwa. Alles, was wir verbrennen, kommt irgendwann als Niederschlag wieder runter. Moore werden heute im wahrsten Sinne des Wortes «leicht gedüngt». Und doch kann man etwas tun. Wir gehen mit Schulklassen – und inzwischen auch mit Touristinnen und Touristen – hinaus, erklären den Wert dieser Lebensräume und mähen sie gemeinsam. Man nimmt Nährstoffe aus dem System, und die Leute verstehen, warum diese Flächen nicht einfach «nutzloses Gestrüpp» sind.

Der Name «paradisea» spielt auf die Paradieslilie an. Was steckt dahinter?

«Paradisea» ist mehrschichtig. Es verweist auf den Paradiesgletscher an der Rheinquelle, der sehr bald verschwinden wird. Oder auch auf die Paradieslilie (Paradisea liliastrium), eine subalpine Art der Heuwiesen, die nur durch Mahd erhalten bleibt – ohne



Pflege würde Wald wachsen und die Artenvielfalt sinken. Im Namen steckt auch das alte persische Wort «pairidaeza», der eingezäunte, gepflegte Garten. Mir ist wichtig: Der Mensch ist nicht nur Störfaktor. Er kann die Biodiversität auch erhöhen – wenn er extensiv und rücksichtsvoll wirtschaftet. Deshalb sage ich gern: Wir sind nicht nur Problem, wir können auch «Gärtner» sein. Genau diese ausgewogene Sicht versucht der Name «paradisea» einzufangen.

Sie sprechen viel von Inwertsetzung. Gilt das auch für Kultur und Räume?

Ja. Im kulturellen Bereich organisieren wir etwa eine zweisprachige Veranstaltungsreihe – Exkursionen, Vorträge, Museumsbesuche – zusammen mit dem Verein paradisea und den Tourismusorganisationen. Die meisten Angebote laufen deutsch-italienisch, damit beide Sprachgruppen mitkommen. Nur bei runden Tischen verzichten wir auf Simultanübersetzung, sonst entsteht kein echtes Gespräch. Ein zweites grosses Thema sind Räume: Wir wollen genauer hinschauen, wo Räume fehlen oder nicht mehr passen. Das können physische Räume sein – leere Häuser, Ställe, das alte Schulhaus in San Bernardino. Es können aber auch soziale Räume sein: Plätze, wo man sich trifft, wo Austausch stattfindet – oder eben nicht stattfindet, weil der Raum fehlt. Mit Studierenden der Hochschulen wollen wir einzelne Objekte entlang der Transitachse auswählen und gemeinsam Nutzungsvisionen entwickeln: Was könnte aus diesem Stall werden? Was aus dem Schulhaus?

Eine Ihrer grossen Linien ist die Nord-Süd-Kooperation. Wie hat sich die verändert?

Früher waren die Beziehungen viel enger. Solange der Verkehr über Saumpfade und später über die Kunststrasse lief, mussten sich Nord und Süd koordinieren – etwa bei den Pferdewechseln. Die Säumer und Kutscher mussten miteinander sprechen, die Leute an der Grenze mussten die Sprache der anderen Seite verstehen. Mit dem Tunnel und der

Motorisierung haben sich viele Strukturen verändert. Im Misox ist die Landwirtschaft weitgehend aufgegeben worden. Die Topografie ist steil, die Parzellen waren durch Erbteilung immer kleiner geworden. Gleichzeitig boten Tunnel und Kraftwerke neue Arbeitsplätze. Wenn Sie heute vom Tunnel Richtung Süden fahren, sehen Sie vor allem Wald – früher waren das bewirtschaftete Flächen. Auch mental haben sich die Bezüge verschoben. Im Süden schaut niemand Deutschschweizer Fernsehen. Man verfolgt die italienische Politik, die italienischen Nachrichten. Für die Leute dort ist das naheliegend. Umgekehrt schauen wir im Norden kaum RAI. An der Sprachgrenze stehen sich zwei Welten gegenüber, die sich erstaunlich wenig kennen.

Und die Schule spiegelt das?

Ja. In der Schulrealität ist es typisch, dass alle zwar formal Italienisch oder Deutsch lernen, aber kaum authentische Anwendung haben. Eine deutschsprachige Klasse aus dem Rheinwald geht nicht «einfach so» auf die Burg Mesocco, obwohl das im Geschichtsunterricht zum Mittelalter ideal wäre. Und umgekehrt. Darum setzen wir stark auf ausser-schulisches Lernen: Schulklassen besuchen sich gegenseitig, arbeiten gemeinsam an Themen zu Natur und Kultur, lernen in Museen, in der Landschaft, in beiden Sprachen. Wenn du neben einem Kind sitzt, das nur Italienisch versteht, dann ist deine Motivation, Italienisch zu sprechen plötzlich eine ganz andere, als wenn es nur eine Vokabelliste im Schulbuch ist. Unser Ziel ist, die sprachliche und kulturelle Vielfalt als Ressource erfahrbar zu machen – nicht als Hindernis.

Seit einigen Jahren investiert ein grosser Investor, Stefano Artioli, massiv in San Bernardino. Wie schauen Sie darauf?

Es gab Gespräche, aber keine institutionalisierte Zusammenarbeit. Sie erreichen, was sie erreichen wollen. Trotzdem ist es natürlich so, dass mich die Entwicklung bewegt. Sichtbar ist: Es passiert viel,

↑ Zweisprachige Studienwochen zur biologischen und kulturellen Vielfalt südlich und nördlich des San Bernardino Passes für Studierende der Pädagogischen Hochschule Graubünden.

↔ Zweisprachige Veranstaltungsreihe zu kultur- und naturhistorischen Themen.



➤ Zweisprachige Umweltbildungseinsätze und Pflegearbeit der Flachmoore von San Bernardino (Bundesinventar der Landschaften und Naturdenkmäler von nationaler Bedeutung) mit Touristen, Ein- und Zweitheimischen.

und es geht schnell. Viele der Hotels sind bereits renoviert oder im Umbau. Das Dorf wirkt nicht mehr so marode. Das empfinden die meisten als Wohltat. Gleichzeitig sage ich: Hohe Geschwindigkeit in der Entwicklung ist immer riskant. Gerade in einem kleinen Ort. Zeit ist ein wichtiger Faktor, um Korrekturen vorzunehmen, Erfahrungen auszuwerten.

Wenn Sie wählen müssten: ein San Bernardino ohne Investor, das weiter verfällt – oder eines mit viel Geld und hohem Tempo?

Beides hat gute und schlechte Seiten. Ohne Investitionen wäre die touristische und bauliche Entwicklung wohl weiter stagniert oder zurückgegangen. Das wäre für viele, die vom Tourismus leben, existenziell schwierig geworden. Nun gibt es wieder Hoffnung, Mut, das eigene Haus zu renovieren, den Garten zu pflegen, sich auf eine Zukunft einzustellen. Mit Investitionen wachsen aber auch die Risiken: Wie dauerhaft sind die neuen Strukturen? Wer kann sich eine Wohnung leisten? Welche Angebote braucht es, damit die neuen Betten nicht in 20 Jahren wieder leer stehen? Was mir wichtig ist: Die Bevölkerung hat in Mesocco über einen Masterplan abgestimmt, der solche Entwicklungen grundsätzlich ermöglicht. Das ist demokratisch legitimiert. Jetzt tragen die lokalen Behörden eine enorme Verantwortung, dieses Projekt zu begleiten – politisch, planerisch, inhaltlich.

Zum Schluss: Wo ist San Bernardino für Sie am schönsten?

Da bin ich egoistisch: Ich verrate meine Lieblingsorte ungern. Ich bin eine eher einsame Wölfin, ich mag die Ecken, wo niemand ist. Aber wenn Sie etwas Konkretes wollen: Der Piz de Mucia ist ein wunder-

ZUR PERSON

Barbara Beer ist in San Bernardino aufgewachsen und besuchte dort die Schule. Fürs Gymnasium ging sie nach Chur. Sie studierte Umwelt- und Naturwissenschaften – so hiess das Studium damals – und erwarb zudem zwei Lehrdiplome in Didaktik und Pädagogik.

Heute arbeitet Barbara Beer an der Pädagogischen Hochschule Graubünden. Seit rund 25 Jahren bildet sie künftige Lehrpersonen aus. Zudem ist sie für die Stiftung Biodiversität Graubünden tätig. Sie leitet das Reallabor San Bernardino.

Das Reallabor San Bernardino

Das San Bernardino Lab ist ein transdisziplinärer Denk- und Handlungsraum an der Schnittstelle von Wissenschaft und regionaler Praxis. Es wurde im Juli 2023 eröffnet und baut auf zehn Jahren Pionierarbeit des Bildungsprojekts paradisea auf. Träger sind die Pädagogische Hochschule Graubünden, die Fachhochschule Graubünden, die Supsi sowie die Gemeinden Mesocco, Soazza, Rheinwald und Sufers. Hinzu kommen der Verein paradisea und regionale Tourismusorganisationen als Praxispartner.

Kern ist das Modell des Reallabors: Wissenschaft und lokale Akteure bearbeiten gemeinsam konkrete Fragestellungen direkt vor Ort. Die Impulse kommen aus der Region – von Gemeinden, Schulen, Tourismus oder Vereinen. Typische Themen im Lab San Bernardino sind die Pflege geschützter Lebensräume, die Nutzung leer stehender Gebäude, touristische Entwicklung oder die Zusammenarbeit über die Sprachgrenze hinweg.

Das Lab vermittelt diese Anliegen in die Hochschulen und verknüpft sie mit Semesterprojekten, Bachelor- und Masterarbeiten oder grösseren Forschungsprojekten. Studierende und Dozierende analysieren die Situation, entwickeln Lösungsansätze und testen diese, wo möglich, in Form von «Realexperimenten» in der Region. Eine Schlüsselrolle spielt die Koordination: Das Lab schärft Fragestellungen, klärt Rollen und bereitet Ergebnisse verständlich auf.

Es übersetzt wissenschaftliche Erkenntnisse in eine Sprache, mit der Gemeinden arbeiten können, und umgekehrt lokale Erfahrung in hochschulrelevante Fragen. Am Ende entscheiden die regionalen Partner, welche Vorschläge sie umsetzen wollen. Wo zusätzliche Mittel nötig sind, unterstützt das Lab bei der Suche nach Fördergeldern. So entsteht ein Kreislauf, in dem akademische Arbeit der Region nützt – und die Region zur Lern- und Forschungsumgebung wird.

barer Berg. Nicht extrem hochalpin, aber eindrücklich. Und überhaupt: Viele Orte rund um den Pass sind wahnsinnig schön, gerade dort, wo die meisten einfach vorbeifahren.

Autor Julian Reich ist Redaktionsleiter der «Terra Grischuna». julian.reich@somedia.ch